Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 37

Artikel: Der gefährliche Feind

Autor: Rode, Edith

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647540

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

war selbstverständlich, daß die Türken in ihrer Hauptstadt endlich Ordnung machen mußten. Wie, war ihre Sache. Sie als Frau begriff aber viel beffer als die Männer, daß ein Tiermassenmord wie dieser viel gefährlicher war als eine politische Dummheit, weil ein ungeschriebenes Gesetz als nicht-existent erwiesen wurde, von dessen Beachtung die Zivilisation überhaupt abhing. Was blieb von der Gefittung des befriedeten Rultur= menschen übrig, wenn er öffentlich und als Staat 100 000 Tiere fängt, aussest, verdurften, verhungern, sich selbst zerfleischen lassen durfte! "Es ist ein Unsinn", sagte die weise Frau zu ihrem blasierten, verklubten Sohne, "daß die Weltgeschichte von Zufällen gemacht wird, wie von Kragenknöpschen oder derartigem. Aber von folchen Ereigniffen, wie dem Hundefang, wird fie beftimmt. Als Beispiel bestimmt, denn die Gesinnung, der Glaube werden durch solche offenen Greuel unterhöhlt. Was ist noch unmöglich, wenn das Unmenschlichste ungetadelt geschieht!"

Der Sohn empfahl ihr, den Hunden eine Kente auszusehen. Außerdem sei die alte Billa des Lord Bulwer auf Plati als Hundeaspl billig zu haben. Ein gutes Beispiel mache ein schlechtes wieder wett. Warum sollte sie nicht? Es blieb ihr noch immer genug von dem Gelde, das ihr Großvater im Handel verdient hatte. Böse Münder sprachen von Stlavenhandel, aber das war wohl unrichtig. Es gab nie Stlavenhandel, wußte die Lady. Sonst hätte die Welt schon längst untergegangen sein müssen.

Auf ihrem Tee trafen sich Mirimah und Marcella.

Was konnte der Tierschutzverein tun? Er konnte sich grün= den, Proselnten werben, protestieren, Geld sammeln, dafür sorgen, daß die Zangen, mit denen die hunde gefangen werden follten, gepolftert und die Transportwagen gefedert wurden. Schließlich konnte ein Rapital für die Speisung der Hunde aufgebracht werden, bis man hier so weit war, daß man sie schmerzlos vergiften konnte. Die Arbeit der Lady war viel wichtiger, als die der ganzen Diplomaten in Stambul zu dieser Zeit. Denn fie ermöglichte es dem damaligen Europa, das doch an Frieden gewöhnt und für den Fall eines Krieges überzeugt mar, daß er nur drei Monate dauern werde und die Genfer Konvention ein heiliges Gesetz sei, mit anzusehen, ohne das Gesicht zu verlieren, wie an der gefährdetsten Ede die erfte Bresche in den scheinbar unverrüchbaren Zustand der Staaten und europäischen Gesittung gelegt ward. Fortsetzung folgt.

Der gefährliche Feind

Von Edith Rode

"Wissen Sie, was viele meiner Patienten machen?" sagte der Arzt zu der schlanken, zarten Dame, die im Bett aufrecht saß und seinen Worten mit einer Geduld lauschte, die die seine auf eine harte Probe stellte: "Sie schreiben mir."

"Warum schreiben fie Ihnen?" fragte fie höflich.

Er zuckte die Achseln und beugte sich ein wenig vor, indem er freundlich sagte:

"Sie haben vielleicht das Bedürfnis, mir etwas zu erzählen, das sie sich nicht entschließen können, zu sagen. Sie haben vielleicht eine Bürde, die sie auf mich abladen wollen. Dazu bin ich ja da!"

Sie erwiderte sein Lächeln so gut sie konnte. Aber ihr Gessicht war so ernst, daß es nicht recht gelang.

"Ja, ja — ja, ja —", sagte er und erhob sich —. "Sie fennen mich ja noch so wenig — vielleicht erzählen Sie mir eines Tages, wenn Sie mich näher kennengelernt haben, was es ist, das Sie quält — denn etwas ist es ja — nicht?"

Er sah sie entschieden an; sie erwiderte seinen Blick gleichsam fragend:

"Es ist mehr — solch eine Müdigkeit — Mangel an Appetit — ich glaubte, es wäre etwas mit dem Magen —", sagte sie dann.

"Nun ja —", sagte er mit einem ruhigen Lächeln und setzte sich wieder an das Bett —, "dann will ich auf jeden Fall nicht weiter in Sie dringen. Über eines Tages, wenn Sie Lust haben, mir Ihr Geheimnis anzuvertrauen, denken Sie daran, daß ich dazu da bin. Und daß es Sie erleichtern wird."

Sie schüttelte den Ropf.

"Es ift kein Geheimnis", sagte sie still. "Es ist wahr, daß etwas an mir nagt; daß es etwas gibt, das ich bereue. Aber es ist etwas, das — es ist etwas, das anderen Menschen so unendlich geringsügig vorkommen wird — und es ist gar kein Geheimnis."

"Wollen Sie es mir also sagen?" fragte er.

Sie senkte den Ropf.

"Ich bereue", sagte sie ruhig —, "ich bereue, daß ich schrieb —, daß ich in meines Mannes —, daß ich in der Todesanzeige meines Mannes schrieb: — wie ich schrieb —"

"Was schrieben Sie denn?" fragte er sanft, als fie verstummte.

Sie begegnete seinem Blick mit traurigen Augen.

"Ich schrieb: mein Mann ift heute gestorben."

Es entstand eine kleine Baufe.

"Und was hätten Sie schreiben wollen?"

"Mein — geliebter Mann ist heute gestorben."

Er nahm ihre dunne, weiße Hand in die seine und sagte freundlich:

"Aber wenn Sie es so empfinden, ist es dann nicht ebenso, als wenn es da gestanden hätte?"

Nun lächelte fie ganz flüchtig.

"Nein — im Gegenteil —", erwiderte sie, "denn ich schämte mich, es zu schreiben."

"Warum schämten Sie sich?"

"Ich fand, es klingt ein bischen —", sie suchte nach einem Ausdruck und sagte dann ruhig —, "ein wenig vulgär — oder ein wenig schamlos — wie man es nun nennen will — ich erinnere mich, daß ich daran dachte, und daß ich dachte, daß er es gewünscht haben würde — und daß er selbst es von mir geschrieben hätte — und ich erinnere mich — jett, so lange nachber, daß ich zwei Stimmen in meinem Innern lauschte, und daß ich dachte - ja, ich hatte ihn geliebt, ich liebte ihn - aber unfere Ehe war ja wie andere gewesen — nicht? Mit Licht und Schatten und Rämpfen — wie alle anderen — und —", fie sah ihm mit ihrem traurigen Blick in die Augen —, "und daß manche — vielleicht darüber lächeln würden — und sich erinnern, wie verschieden wir gewesen waren — und daß ich meine Meinung gehabt hatte und er seine. Ich dachte daran, wie oft jeder seine Meinung durchgesetzt hatte — aber meistens ich. Denn ein Mann ist nicht so rechthaberisch — ein guter Mann nicht — aber ich war es. Und ich hatte gesiegt — fast immer." —

"Und ich dachte daran, daß es mir nicht recht gewesen wäre, wenn er geschrieben hätte: meine gesiebte Frau ist heute gestorben — und ich wußte, daß er es getan hätte, auch wenn er gewußt hätte, daß ich es nicht mag. Und so führte ich den setzten Kampf — und so siegte ich — über meinen toten Mann."

"Und ich weiß noch ganz gut, ich war ein wenig stolz auf diese einfache Anzeige — ich fand — sie war seiner als die anderen. Ich las sie alle. Wein lieber Wann — meine geliebte Frau — mein treuer Wann — die liebevolle Wutter meiner Kinder — ich las sie alle — und ich war stolz auf meine."

"Die entsprach meinem Geschmack — der wieder einmal über den seinigen gesiegt hatte. Zum letzenmal — über ihn gestiegt hatte."

Sie schwieg. Dann fuhr sie fort:

"Aber jest lese ich die anderen. Jeden Abend und jeden Worgen. Und alle die Worte — die mir nicht fein vorgekommen waren — die mir schamhaft vorgekommen waren — die stehen jest da und sehen mich an — und machen die Anzeigen der anderen so — so reich. Und ich sehe nun — daß meine so armselig war. Denn nicht einmal diesmal — und selbst nicht zu allerlest — konnte ich es lassen, meinen Willen durchsehen zu wollen."

Wieder schwieg sie und sagte dann:

"Es ist nicht, weil ich bange bin, ihm wiederzubegegnen — oder weil ich irgendeine Strase fürchte, verstehen Sie — durchaus nicht. Wenn es ein Leben nach diesem gibt und ich ihm wiederbegegnen sollte, er würde mir verzeihen — gleich."

Sie lächelte ein wenig. "Gleich", sagte sie dann ruhig. "Er würde es sosort vergessen. Er würde sich nicht einmal erinnern,

daß es etwas zu verzeihen gibt."

"Aber ist dann nicht alles gut?" fragte der Arzt still.

"Was nütt es mir, daß er mir verzeiht, wenn ich mir selbst nicht verzeihen kann."

Der Arzt saß einen kleinen Augenblick ftill da. Dann sagte er:

"Sind Sie noch immer so viel stärker als er, daß seine Berzeihung Ihre eigene nicht auswiegt?"

Sie sah ihn einen Augenblick an und legte sich dann im Bett zurück.

"Ja", fagte fie und schloß die Augen —, "so viel stärker als er bin ich — es ist gar kein Kampf mit ihm — er war ein milder Feind", — sie legte ihre feine magere Hand auf ihr Herz und sagte:

"Der gefährliche Feind ift hier."

Zahlen ...

Die Zahl hat einen ganz eigenen Reiz: sie weicht der Phantasie aus und ruft sie doch auf. Sie steht hart und unabwendbar da und verlangt doch die größte Schmiegsamkeit des Geistes. Sie ist etwas Absolutes und bedeutet uns doch erst etwas, wenn wir sie in Bergleich setzen. Wir suchen die Zahl auf, um unsere Vorstellung zu erleichtern, aber sie ist undankbar und slieht wieder aus unserem Gedächtnis, und ich glaube, jeder Wensch hat einen ewigen Kampf mit ihr.

Schauen wir einmal die Zahlen von Flüffen an: die Aare ist 280 Kilometer lang (das ist zweimal die Strecke Bern-Montreux). Uebrigens, die Aare ift an der Grimsel gestaut worden, und die Staufeen von Grimfel und Gelmer haben einen Nukinhalt von 113,000,000 Millionen Rubifmeter Waffer. Wenn diese Wassermengen durch einen normalen, vollgeöffneten Wasserleitungshahn zum Abfluß gebracht würden, wäre zur vollen Entleerung diefer Speicherseen ein Zeitraum von 7347 Jahren notwendig, das heißt auf diese Weise hätte im Jahre 5417 vor Christi Geburt begonnen werden müssen, um die Speicherbecken in diesem Jahre zu entleeren. Der Inn ist 510 Kilo= meter lang (das ift zirka zweimal die Strecke Bern-Chur). Die Donau ist mit 2900 Kilometern der zweitlängste Strom Europas, und die Wolga steht mit 3689 Kilometern an der ersten Stelle. Aber der verkehrsreichste Strom Europas ist der Rhein mit seinen 1320 Kilometern Länge.

Der Suezkanal, der jährlich von fast 300,000 Menschen durchfahren wird, ist 100 Meter breit, also so breit wie das Berner Münster hoch ist. Der Khein ist, bevor er bei Tschamut durchs Bündner Obersand fließt, ein kleines Bächlein, und welsche Masse gewinnt er, bis er bei Emmerich in die Nordsee mündet (800 Meter Breite)!

Wir wollen vom Wasser wieder auf das seste Land gehen und auch da nur einige wenige und nur solche Jahlen betrachten, die unsere Mühe lohnen und nicht undankbar wieder dem Gedächtnis entweichen. Jede der beiden kalten Zonen: die nördliche, arktische, und die südliche, antarktische Zone machen 8 Prozent der Erdobersläche aus, und die Wüsse Sahara nimmt einen Fünstel des ganzen Erdreises ein. Wie haben sich die Wenschen um die Erforschung des Boles gemüht und welch unsagbare Trasik liegt darin, daß, als nach Tausenden von Jahren der Südpol dem Wenschen sein Geheimnis entschleiern mußte, armselige 33 Tage den ersten und den zweiten Entdecker voneinander trennten! Denn als der englische Kapitän Kobert Scott am 18. Januar 1912 den Südpol betrat, fand er die norwegische Flagge, die Roald Amundsen am 15. Dezember 1911 gehist hatte!

Die Tragit des Menschenwerkes überhaupt: sie spannen die Kraft des Wassers ein und können den Feuerstrom der Bulkane und das Beben der Erde nicht bändigen. Ihr Körper ersehnt den Wald, aber ihr Geist gebietet ihnen seine Zerstörung. Die Weltproduktion an Zeitungsdruckpapier hat im vergangenen Jahre 6 Milliarden Kilogramm verschlungen. Das sind nicht Sorgen von heute und morgen, aber doch für einstmals, aber heute, wir sagen das voll tiesster Freude und Dankbarkeit, ist noch beinahe ein Viertel der schweizerischen Landessläche grüner Wald.

Der Traum vom Glück

Skizze von E. Lötscher

Am rauschenden Wildbach, umgeben von himmelhohen Bergen, mit ewigem Schnee bedeckt, liegt das Alpendörschen Urden. Dunkel sticht der Oberbau der Hütten vom gemauerten Erdgeschoß ab. Iwei einsache Gasthäuser, in den letzten Jahren entstanden, zeigen dem Wanderer, der sich in dieses weltabgeschiedene Tal verirrt, daß die Fremdenindustrie ins Tal gezosgen ist. Im Sommer sind beide Gasthäuser mit Fremden besetz, die zur Erholung kommen und sich im stillen Bergsrieden, am Fuße des ewigen Schnees, glücklich sühlen.

Ein zufriedenes Bergvölklein bewohnt das Tal. Im Schweiße ihres Angesichtes ringen die wetterharten Bergbauern der kargen Heimaterde ihre wenigen Früchte ab. Wenn das Heu der steilen Berghalden eingeheimst ist, ziehen sie höher hinauf auf die Alpen. Die Jungen verlassen im Frühjahr das Dörslein und ziehen hinaus in die Welt. Das enge Hochtal kann sie nicht alle ernähren. Im Herbst aber kehren sie in ihre Bergwelt zurück und bringen den sauer verdienten Lohn nach Hause.

Im letzten Häuschen von Urden war es vordem genau so. Dort sebte der Wildheuer Anderfuhren, ein wackerer, grundehrslicher Mann, mit Frau und zwei Kindern. Hans war der Erstzgeborne, dem nach zwei Jahren ein Schwesterlein, Sabina, oder Bineli, wie es geheißen wurde, folgte. Die Kinder wuchsen bei schwaler Kost und harter Arbeit heran. Hans half in den ersten Jahren dem Bater beim Wildheuen, dann zog er ebenfalls ins Unterland, wo er als Knecht diente und kehrte im Winter mit dem ersparten Lohn nach Hause. Binesi half der Mutter im Hause und nähte Kleider für die Frauen von Urden. Sie beeneidete ihre Gespielinnen nicht, die alsjährlich das Heimatdörfs